

Eva Hoffman

Im Shtetl

Die Welt der polnischen Juden

Übersetzt aus dem Englischen von Sylvia List

ISBN-10: 3-552-04959-2

ISBN-13: 978-3-552-04959-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-04959-8>
sowie im Buchhandel

Shtetl: Die Zwischenkriegszeit

"Ja, in dieser Straße bin ich aufgewachsen", sagt Irena Jablonowska. "Aber die Häuser sind im Krieg alle abgebrannt. Hauptsächlich wohnten Juden hier und nur wenige polnische Familien. Wenn ich die Straße entlanggehe, erinnere ich mich genau, wer wo gewohnt hat. Die Schapiros, die Gottliebs, Menda Goldwasser, Tykocki und im nächsten Haus der Mann ... wie hieß er noch ..., der, mit dem mein Vater geschäftlich zu tun hatte."

Mit der Zwischenkriegszeit betreten wir den Bereich lebendiger, wenn auch ferner Erinnerung. Und gerade weil sie so fern ist, berührt mich Irena Jablonowskas genaues Gedächtnis. Man erinnert sich nicht so lange an die Namen von Menschen und an die Häuser, in denen sie gewohnt haben, es sei denn, sie haben sich einem tief eingepägt und waren einem wichtig.

"Wir sind zusammen aufgewachsen", sagt sie. "Ich konnte Jiddisch. Nicht gut, aber gut genug. Wenn sie im Laden etwas auf jiddisch zueinander sagen wollten, sagte irgendwer immer: ›Sie versteht alles.‹ Ich bin ja hier groß geworden."

Irena Jablonowska wohnt in einem bescheidenen bäuerlichen Haus, das ihrer Familie schon vor dem Zweiten Weltkrieg gehört hat. Ihr Vater war einer der wohlhabenderen Polen in der Stadt, Inhaber eines Geschäftshauses, das ein Teppichlager, eine Fleischerei und einen Tabakladen in sich vereinte. Später allerdings, in der Zeit des Kommunismus, erwies sich Vermögen als zweifelhafter Vorteil. Heute ist Irena Jablonowska eine kleine Frau in den Siebzigern, mit sanftem ovalen Gesicht und warmen Augen, mit leiser Stimme und behutsamen Bewegungen. Sie setzt Zbigniew Romaniuk und mir Tee und Gebäck vor und erzählt aus ihren Erinnerungen. Zbyszek macht sich Notizen, wie so oft. Dann und wann sagt einer etwas, das den anderen auffahren läßt. Zbyszek spricht diskret eine Mesalliance zwischen einem Juden und einer Polin an, die es vor etwa siebzig Jahren in Bransk gegeben hat. "Nein, nein, nein", protestiert Irena Jablonowska und holt vor Überraschung tief Luft. "Doch", sagt Zbyszek, "und wissen Sie, wer der Enkel dieser Dame ist?" "Was soll das? Ich höre das zum erstenmal!" sagt Irena Jablonowska. Für die zwei ist das lebendiger Klatsch, so gegenwärtig, als wäre es gestern passiert. Sie sind beide in Branks entschwundener Welt erstaunlich gut zu Hause.

Eine Affäre zwischen einer Polin und einem Juden war etwas so Seltenes, daß es noch heute schockiert. So selten wie Heiraten zwischen Szlachta und Bauern - kastenübergreifende Verbindungen standen immer noch unter Tabu. In Warschau wurden polnisch-jüdische Ehen in einigen Kreisen allmählich gesellschaftsfähig, im Shtetl jedoch galten sie als höchst skandalös. Andere Kontakte aber wurden möglich, in sehr viel größerem Maß als früher. Irena Jablonowska ging mit jüdischen Mädchen auf eine Schule. Die Jungen allerdings besuchten immer noch den *chejder* und hinkten deshalb mit ihren Polnischkenntnissen oft hinterher. Ein nach dem Ersten Weltkrieg erlassenes Gesetz verfügte die allgemeine Schulpflicht, obwohl die Bauernkinder meist nur die ersten vier Klassen schafften; sie wurden auf dem Hof gebraucht. Irenas Schwester besuchte eine jüdische höhere Schule in Bialystok, die Seligmans Akademie hieß, weil an anderen Schulen die Plätze rar waren. Irena erinnert sich an die jüdischen Freundinnen ihrer Schwester und daran, wie nervös die Gymnasiastinnen waren, wenn sie zusammen zu den Prüfungen fuhren. Sicher haben die jungen Mädchen auch noch zu anderer Zeit - auf dem Schulweg und beim Mittagessen - miteinander geschwätzt, haben Familiengeschichten ausgetauscht, vielleicht romantische Träume geteilt. Sicherlich sind sie beim Reden über dieselben Bücher und über den Schulalltag füreinander etwas durchschaubarer geworden.

Trotzdem waren die Barrieren zwischen ihnen immer noch sehr hoch. Juden kamen in das Haus von Irenas Familie, weil sie geschäftliche Anliegen hatten oder um mit ihrem Vater ein Glas zu trinken. Ihre Schulfreundinnen kamen auch auf einen Sprung vorbei, aber diese Besuche waren ein bißchen heikel. Die Mädchen, erinnert sie sich, rührten keinen Bissen an, der nicht koscher war; die etwas aufmüpfigeren Jungen hingegen baten ihre Mutter manchmal um eine Scheibe Schinken. Die Mädchen jedoch, die nie. Und wie wenig man vom Glauben der anderen wußte! In der Schule gab es zwei Religionsklassen, eine für die Katholiken und eine für die Juden. Nie betrat einer des anderen Gotteshaus, und Irena mochte mit ihren jüdischen Freundinnen nicht über Religion oder andere schwierige Themen reden. "Wir sind ja hier aufgewachsen", sagt sie, "und mein Vater sagte immer, wir sollten zu allen höflich sein. Die Jungen

haben miteinander gerauft - wie es eben so ist, wenn man zusammenlebt." Die Mädchen aber wahrten gutes Benehmen und blieben zurückhaltend.

Und so kannte man sich durch Nachbarschaft und Vertrautheit, aber nicht durch offenen Gedankenaustausch oder geistige Nähe. Irena Jablonowska sah jüdische Hochzeiten in den Hinterhöfen der Häuser, wurde aber nie dazu eingeladen. Sie erinnert sich, wie liebevoll jüdische Familien reagierten, wenn eins ihrer Mitglieder krank wurde. Und sie waren so gut gekleidet. Sie meint, die Juden hätten es "irgendwie leichter" gehabt als die Polen, sie arbeiteten nicht ganz so hart. Dann aber erinnert sie sich doch an Juden, die schwere körperliche Arbeit verrichteten. Als ich sie frage, ob sie glaubt, die Juden seien reicher gewesen, sagt sie nachdenklich: "Ich bin nicht sicher ... Sie hatten auch ihre Armen, oj, und wie."

Vermißt man sie in Bransk? "Man gewöhnt sich an Menschen", sagt sie schlicht. "Ich spüre ihr Fehlen." Natürlich gibt es andere, die etwas ganz anderes empfinden, auch wenn sie es vielleicht nicht sagen - gleichgültiges Vergessen oder sogar Erleichterung.